

29

# dorian hunter

DÄMONEN-KILLER



**Baphomet**

Zaubermond

# **Baphomet**

# dorian hunter

DÄMONEN-KILLER

**Band 29**

## *Baphomet*

von Ernst Vlcek, Neal Davenport, Roy Palmer und Earl  
Warren

© Zaubermond Verlag 2012  
© "Dorian Hunter - Dämonenkiller"  
by Pabel-Moewig Verlag GmbH, Rastatt

Lektorat: Reinhard Schmidt  
Titelbild: Mark Freier  
eBook-Erstellung: story2go

<http://www.zaubermond.de>

Alle Rechte vorbehalten

## **Was bisher geschah:**

Der ehemalige Reporter Dorian Hunter hat sein Leben dem Kampf gegen die Schwarze Familie der Dämonen verschrieben, seit seine Frau Lilian durch eine Begegnung mit ihnen den Verstand verlor.

Seine Gegner leben als ehrbare Bürger über den gesamten Erdball verteilt. Nur vereinzelt gelingt es Dorian, ihnen die Maske herunterzureißen.

Bald kommt Hunter seiner eigentlichen Bestimmung auf die Spur: In einem früheren Leben schloss er als französischer Baron Nicolas de Conde einen Pakt mit dem Bösen, der ihm die Unsterblichkeit sicherte. Um seine Sünden zu büßen, verfasste de Conde den »Hexenhammer« – jenes Buch, das im 16. Jahrhundert zur Grundlage für die Hexenverfolgung wurde. Doch der Inquisition fielen meist Unschuldige zum Opfer; die Dämonen, auf die de Conde es abgesehen hatte, blieben ungeschoren.

Der Pakt galt, und als de Conde selbst der Ketzerei angeklagt und verbrannt wurde, wanderte seine Seele in den nächsten Körper. So ging es fort bis in die Gegenwart.

Dorian Hunter begreift, dass er die Wiedergeburt de Condes ist. Es ist seine Aufgabe, den Dämonen nachzustellen und sie zu vernichten. Vielleicht ist dieser angeborene Dämonenhass der Grund dafür, dass er die Unterstützung des britischen Secret Service verliert, dessen »Inquisitionsabteilung« Dorian vorübergehend leitete.

Hunter wäre auf sich allein gestellt, blieben ihm nicht die engsten Mitstreiter im Kampf gegen die Dämonen: Zunächst

wäre da die junge Hexe Coco Zamis, die früher selbst ein Mitglied der Schwarzen Familie war, bis sie wegen ihrer Liebe zu Dorian den Großteil ihrer magischen Fähigkeiten verlor. Hin und wieder eine große Hilfe ist ebenfalls der rätselhafte Olivaro, der früher selbst einmal als Oberhaupt der Schwarzen Familie fungierte, inzwischen aber offenbar die Seiten gewechselt hat und Dorian unterstützt. Allerdings bleiben die wahren Absichten des undurchsichtigen Überläufers meist im Dunkeln.

Weitere Mitstreiter sind neben Unga, dem Steinzeitmann, und dem magisch auf Zwergengröße geschrumpften Ex-Secret-Service-Agenten Don Chapman vor allem die Bewohner von Castillo Basajaun, einer alten Burg in Andorra, die Dorian Hunter als Hauptstützpunkt für das Dämonenkiller-Team ausgewählt hat.

Von Castillo Basajaun aus starten Dorian und Coco ihren Versuch, die - neben der Schwarzen Familie der Dämonen - größte Gefahr für die Menschheit zu bannen. Es handelt sich um die kürzlich erstmals aufgetauchten Janusköpfe, die die Erde von der Januswelt Malkuth aus überschwemmen. Böartiger und teuflischer als die Dämonen versuchen sie offenbar, die totale Gewalt über die Menschheit zu erlangen. Auch Olivaro und Coco sind offenbar in ihre Fänge geraten und auf Malkuth verschollen - einer gefährlichen Welt, auf der unter anderem körperlich entstellte sogenannte Psychos als gegensätzliche Abbilder hiesiger Menschen ihr Unwesen treiben.

Um Coco und Olivaro zu retten, unternimmt Dorian eine Reise nach Malkuth - und findet sich im Innern eines riesigen Organismus wieder, aus dem die Januswelt offenbar besteht. Nur mithilfe des Ys-Spiegels gelingt es ihm, die Herausforderungen auf Malkuth zu meistern und Coco unversehrt zur Erde zu bringen.

Damit ist die Gefahr, die von Malkuth droht, allerdings

nicht gebannt. Immer noch treiben Janusköpfe auf der Erde ihr Unwesen und streben die Herrschaft über Dämonen wie Menschen an.

Dorian und Coco finden allerdings kaum Zeit, sich mit den Janusköpfen zu befassen, denn ihr Sohn Martin, der sich an einem nur Coco bekannten Ort aufhält, schwebt in höchster Gefahr. In einem Kindergarten hat Martin einen anderen Jungen namens Theo kennengelernt, der sich daran ergötzt, Tiere und Menschen grausam zu quälen.

Dorian ahnt nicht, dass Theo der Sohn eines alten Bekannten ist und dass die Dämonen längst ihre Hände nach Martin ausgestreckt haben ...

## **Erstes Buch: Das lautlose Grauen**

# *Das lautlose Grauen*

von Roy Palmer

## **1. Kapitel**

Ray Mandell verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln. »Frische Calamari? Da hört sich doch alles auf! Lebender Tintenfisch mitten in London? Für wen halten uns diese Südländer eigentlich? Glauben die, sie könnten uns so einen Bären aufbinden? Und dann dieser Wahnsinnspreis. Zwei Pfund die Portion. Hier – sieh dir das an!«

Er reichte die Speisekarte Steward Drummond, der ihm gegenüber saß. Steward gab durch eine Kopfbewegung seiner Frau Britt zu verstehen, dass er bereits das Menü studiert hatte. Britt, die den Platz neben ihm eingenommen hatte, versuchte gerade angestrengt, die italienischen Ausdrücke auf der Karte auszusprechen.

»Du lieber Himmel, es gibt ja so viele Fischgerichte! Da hat man wirklich die Qual der Wahl.«

»Ist doch egal, wovon uns schlecht wird. Bestellen wir einfach irgendetwas«, schlug Steward vor. Er grinste und freute sich insgeheim auf Rays Reaktion. Ray Mandell verstand einfach keinen Spaß. Eigentlich war es eine verrückte Idee, mit ihm und seiner Frau ausgerechnet ein italienisches Restaurant am Piccadilly Circus zu besuchen. Bekanntlich war er der Typ, der selbst während eines Auslandsurlaubs noch krampfhaft nach englischem Bier, Pies und Cornflakes Ausschau hielt. Aber Steward hatte

trotzdem auf der Verwirklichung des Planes bestanden, nachdem Britt – die naive Britt – ihn einmal zur Sprache gebracht hatte.

Steward ertrug Ray Mandells Gesellschaft nur, weil Britt und Sue Arbeitskolleginnen und Freundinnen waren. Abends traf man sich gelegentlich, und dann nahm Steward jede Gelegenheit wahr, um den biedereren, spießbürgerlichen Mann auf die Palme zu bringen.

Natürlich ärgerte sich Mandell, dass seine Worte nicht den gewünschten Nachhall gefunden hatten.

»Calamari – lebend! Da lachen ja die Hühner!«, empörte er sich laut. »Und auch noch die Dreistigkeit zu besitzen, das auf Englisch zu übersetzen! Als ob wir den Trick nicht kennen würden! Diese Mafiosi behaupten doch alle, ihren frischen Fisch täglich mit dem Jet aus Genua oder weiß der Teufel woher zu beziehen. Dabei holen sie ihn bloß aus der Tiefkühltruhe. Man müsste bloß mal hinter die Kulissen gucken, und der Schwindel flöge auf. Aber mit uns kann man's ja machen.«

»Ja«, erwiderte Steward. »Wir Engländer sind nun mal weltweit als Gaumenmuffel verschrien.« Sehnsüchtig wartete er auf Rays Trotzreaktion.

»Gaumenmuffel? Von uns haben die anderen erst das Kochen gelernt.«

»Und die meisten Leute in London gehen nicht in unsere einheimischen, sondern in die vielen ausländischen Restaurants, die hier nach dem Krieg wie Pilze aus dem Boden geschossen sind«, behauptete Steward.

»Denen würde ich die Konzession entziehen«, sagte Ray.

»Hör doch auf!«, sagte jetzt Sue, die bisher kaum den Mund aufgetan hatte. Immer wieder schaute sie sich im Lokal um, ob auch niemand mithörte.

Das Restaurant »La Cambusa« war wegen seiner vorzüglichen Spezialitäten renommiert. Die schicken Kellner

waren allesamt richtige Italiener, und auch das übrige Personal stammte dem Vernehmen nach aus südlichen Gefilden. Sue hatte immer schon gern einmal hier zu Abend essen wollen. Sie hatte keine Lust, sich jetzt den Ausgang verderben zu lassen.

Sie legte ihrem Mann eine Hand auf den Unterarm. »Liebling, nun reg dich doch nicht so auf! Wir können ja was anderes bestellen. Es muss ja nicht unbedingt Fisch sein.«

»Richtig«, pflichtete Steward ihr scheinheilig bei und grinste immer noch. »Wer was auf sich hält, verzichtet auch beim Winzerfest nicht auf sein gewohntes Bier.« Er nahm Britt die Karte ab. »Wie wär's mit Roastbeef?«

Ray Mandell lief ein wenig dunkel an. »Ich will's wissen.«

Mit verbissenem Gesicht winkte er den Ober heran.

»Hallo - Sie!«, sagte er zu dem Ober, und es klang ziemlich ungehobelt. »Ich möchte Calamari - *frischen* Tintenfisch. Für uns alle.«

»Wobei allerdings fraglich ist, ob Tintenfisch die richtige Übersetzung ist«, warf Steward Drummond ein. »Ich glaube, Krake wäre wohl treffender.«

»Krake - uuhhh!«, machte Britt.

Der Ober verzog keine Miene. Er notierte die Bestellung auf einem kleinen Schreibblock.

»Vier Portionen«, fuhr Ray Mandell gereizt fort. »Aber ich weigere mich entschieden, zwei Pfund pro Nase auf den Tisch zu blättern. Ich weiß nämlich, dass die Viecher nicht frisch sein können. Die sind Monate alt. Bloß ahnt keiner außer mir, wie lange sie schon gefroren bei Ihnen in der Truhe lagern.«

Der Ober ließ ihn geduldig ausreden.

Steward raunte Britt zu: »Ich schätze, jetzt schmeißt er uns raus. Lass dich nicht durch die ruhige Art täuschen. Die Burschen können von einem Moment zum anderen aufbrausen. Das wird ein Spaß.«

Britt blickte ihn verständnislos an. Sie begriff die absonderlichen Scherze ihres Gatten sowieso nie.

Der Ober entgegnete: »Sie trauen uns also nicht? Bitte sehr, Signore, wir werden Ihnen die einzigartige Gelegenheit geben, sich von unserer Aufrichtigkeit zu überzeugen. Gewiss werden Sie Ihre Wahl nicht bereuen.«

Er servierte ihnen Weißwein, Mineralwasser und Brot. Dann verschwand er. Nach einer Weile erschien er wieder. Diesmal schob er ein aufwendig aussehendes Wägelchen vor sich her und wurde von einem sehr distinguiert gekleideten Mann mit Oberlippenbärtchen begleitet.

»Wahrscheinlich der Geschäftsführer«, sagte Steward gedämpft.

»Und das da?«, fragte Britt und zeigte mit dem Finger auf das Wägelchen.

»Das ist zum Flambieren, glaube ich«, meinte Sue.

Die Italiener brachten das Wägelchen zwischen sich und ihren vier Gästen zum Stehen. Der elegante Mann mit dem Bärtchen griff mit dem Besteck in eine Art Bassin und brachte etwas Lebendes zum Vorschein – etwas Glitschiges, träge Strampelndes, das nicht größer als beispielsweise eine Walnuss war.

»Un calamaro – ein Tintenfisch, Signori.«

Mandell konnte sich nicht beherrschen. Er musste einfach aufstehen und sich mit griesgrämiger Miene über das Bassin beugen. Ray sah Gebilde in dem klaren Wasser schwimmen oder unten auf dem Boden kriechen. Auf dem Boden lagerten außerdem runde, weißlich schimmernde Dinger.

»Und was ist das dort unten?«, erkundigte er sich verstört.

Der Geschäftsführer entgegnete: »Calamari-Eier. Die Tiere, die Sie hier sehen, sind heute früh frisch ausgeschlüpft. Sie wünschen sie doch frittiert, nicht wahr?«

»J-ja«, sagte Mandell. Er wusste nicht, ob er aufgebracht oder fasziniert sein sollte. »Donnerwetter!«, meinte er

schließlich noch.

Er sah ein, dass er den Leuten Unrecht getan hatte. Sein Ärger war verflogen. Jetzt verspürte er nur noch Widerwillen.

Steward Drummond grinste. Britt machte große, runde Augen. Sue hielt sich tapfer, konnte ihren Abscheu aber schließlich auch kaum noch verbergen. Als der Kellner die schwabbeligen Kreaturen in Mehl wendete und schließlich in die auf dem Wägelchen stehende, über offener Flamme erhitzte Pfanne sinken ließ, stieß Britt einen leisen Schreckensschrei aus.

»O Gott, wie furchtbar!«

Sie wurden von den Nebentischen aus beobachtet. Einige Gäste lächelten schon abfällig. Sue wäre am liebsten im Erdboden versunken. Ray fühlte sich auch nicht wohl, von Britt ganz zu schweigen. Der Einzige, der sich köstlich amüsierte, war Steward.

Die Meerestiere starben im siedenden Öl. Die erste Portion wurde von dem Ober mit Zitronenscheibchen garniert auf einem großen Teller serviert.

»Sie sind die Ersten, die diese Spezialität kosten«, erklärte der Geschäftsführer Ray Mandell. »Wir haben sie überhaupt erst seit heute auf der Speisekarte stehen. Nach langer Suche ist es mir endlich gelungen, die Tiere aufzutreiben. In London ist das nicht gerade einfach, wissen Sie.«

»Ja«, sagte Ray. »Ich - ich bestelle doch lieber was anderes, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Aber nein«, erwiderte der Italiener lächelnd. »Bei uns ist der Gast König, Signore.«

»Her mit den Kraken!«, sagte Steward fröhlich. »Ich stelle mich nicht so an wie ihr. Ich verdrücke auch Schwalbennester, Schlangengericht und Affenleber.«

Er nahm dem Ober den Teller ab. Als er eine Zitronenscheibe über dem Gericht ausdrückte, gab Britt einen erstickten Laut von sich.

»Huch – da hat sich was bewegt! Die leben noch!«

»Iss das nicht!«, sagte Ray Mandell gepresst.

»Ach was«, meinte Steward. Er spießte zwei, drei Calamari auf seine Gabel und steckte sie sich in den Mund. Unter den teils wohlwollenden, teils amüsierten, teils entsetzten Blicken der Anwesenden zerkaute er den Happen, spülte mit Weißwein nach und sagte: »Fisch muss schwimmen – auch Oktopoden, oder?«

Die Italiener schoben mit ihrem Wägelchen ab, und wenig später stocherten auch Ray, Sue und Britt ziemlich lustlos auf ihren Tellern herum. Das Abendessen wurde mit Früchten und Espresso zum Abschluss gebracht. Alle außer Steward waren froh, als sie gegen zehn Uhr das Restaurant verließen. Steward schlug vor, noch eine Bar aufzusuchen.

»Es ist doch noch viel zu früh am Tag«, meinte er.

Er setzte sich ans Steuer seines Morris. Ray nahm neben ihm Platz, die Frauen setzten sich in den Fond. Steward Drummond steuerte sein Auto über den Piccadilly Circus und bog in die Shaftsbury Avenue ab.

Plötzlich stieß Steward würgend einen Laut aus. Er beugte sich etwas vor. Seine Augen weiteten sich. Es sah aus, als wollten sie jeden Augenblick aus den Höhlen fallen.

Britt und Sue hatten ein Gesprächsthema gefunden und plapperten munter vor sich hin. Sie hatten noch nichts bemerkt. Nur Ray Mandell wandte überrascht den Kopf um.

»Du meine Güte, Steward!«

Steward Drummond wechselte die Gesichtsfarbe; es war im Schein der Straßenbeleuchtung deutlich zu sehen. Sein Hals verdickte sich, und er stieß wieder jenen seltsamen Laut aus.

Mandell glaubte, seinen Augen nicht zu trauen. »Steward, ist dir nicht gut? So rede doch!«

»Waarrghhh.« Das war alles, was der Mann am Steuer zu formulieren vermochte. Das Lenkrad machte sich

selbständig; es schien plötzlich ein Eigenleben zu besitzen. Der Morris tanzte hin und her. Die Frauen schrien auf.

Steward drehte Ray sein Gesicht zu. Und jetzt sah Ray endgültig, was los war. In Stewards Hals wimmelte und pulsierte es. Steward schien unter Atemnot zu leiden. Er schnaufte durch die Nase, und die Nasenflügel blähten sich. In seinen aufgerissenen Augen stand blanke Angst. Wieder öffnete er den Mund. Etwas schoss daraus hervor, aber es handelte sich nicht um die Zunge.

Ray Mandell schrie auf. Er war zwar ein Spießbürger, aber kein ausgesprochener Angsthase, doch das hier ging über seine Kräfte. Er schrie gellend. Die Frauen stimmten mit ein; sie schrien alle drei.

Aus Stewards Mund pendelte ein Krakenarm, etwa so dick wie eine Bohne. Offenbar suchte er irgendwo Halt; er fingerte in der Luft herum. Eine oder zwei Sekunden später gesellte sich eine zweite schaurige Extremität hinzu. Beide Tentakel waren noch deutlich mit einem frittierten Mehlüberzug versehen. Sie zwängten Stewards Mundwinkel auseinander, sodass sein Mund weit aufklaffte und Ray die gesamte Scheußlichkeit sah.

Da arbeitete sich ein Monster mit acht Tentakeln aus Stewards Rachen hervor. Es stemmte sich mit zwei Fangarmen am Gaumen ab, mit vier anderen hielt es Stewards zuckende Zunge umklammert, die restlichen beiden drückten immer noch gegen die Mundwinkel.

Ray Mandell kreischte. Er glaubte, ein winziges Auge zu gewahren, das ihn tückisch aus dem Dunkel heraus anglotzte. Aber das war nicht das Schlimmste. Zwei Krebsscheren schossen jetzt aus dem glitschigen Geschöpf hervor. Sie packten zu.

Steward stöhnte, gurgelte und blutete plötzlich.

Der Morris brach aus. Er schleuderte über die Avenue und raste auf einen Ampelmast an der Kreuzung mit der Rupert

Street zu.

Ray schrie, packte Drummond und schüttelte ihn, als könnte er damit das Unheil beseitigen. Natürlich fiel der Krake nicht aus Steward heraus; er schien die Mundhöhle nicht verlassen zu wollen.

»Er bringt Steward um!«, rief Ray.

Dann war es so weit. Blech wurde verformt und Glas klirrte. Der Morris wickelte sich mit seiner Frontpartie förmlich um den Ampelpfahl. Wie durch ein Wunder flog die linke Fondtür auf. Steward und Ray wurden nach vorn gerissen. Sie hätten sich beide gehörig die Köpfe angestoßen, wenn nicht vorher die gesamte Windschutzscheibe in Millionen Splittern aus der Fassung geplatzt wäre.

Britt und Sue kreischten und weinten und zwängten sich durch die offen stehende Tür. Draußen fluchte jemand.

Ray Mandell war durch den Aufprall benommen, aber er verfolgte dennoch ganz deutlich, wie sich Steward Drummond übergab. Das war seine Rettung. Das kleine Monster sprang aus seiner Rachenhöhle, flog ein Stück durch die Luft und hockte mit einem Mal böse und drohend um sich blickend auf der verbeulten Kühlerhaube des Morris.

Steward stöhnte.

Irgendwo begann eine Polizeisirene zu heulen. Ein Menschauflauf entstand an der Unfallstelle. Eine Traube bildete sich um das Unglücksauto. Aber noch hatte keiner der Passanten begriffen, was die Ursache gewesen war.

Ray Mandell nahm sich ein Herz und packte zu. Er bekam die Kreatur an den Tentakeln zu fassen. Ray hatte Angst vor den Krepsscheren, doch sein Hass dominierte und lenkte sein Handeln. Im Affekt zerriss er das Geschöpf und warf die Teile auf die Straße. Er wollte aufatmen, aber in diesem Augenblick hörte er Steward wieder keuchen und würgen.

»Nein!«, sagte Ray Mandell schockiert.

Es ging alles sehr schnell, und eigentlich bekamen nicht einmal Britt und Sue richtig mit, was im Inneren des Autowracks geschah. Steward Drummond krümmte sich, dann bäumte sich sein Körper auf, und er spuckte aus, was er an diesem Abend zu sich genommen hatte: lebende Calamari.

Ray Mandell brüllte und fluchte und zerriss und zertrampelte die zuckenden Wesen, bis nicht mehr viel von ihnen übrig war. Dann zerrte er den wimmernden Steward auf den Bürgersteig und stützte ihn. Sie ertrugen das Palaver und die Verhöre der Polizisten und ließen sich bereitwillig Blut abzapfen. Alle hatten eine Fahne, aber der Promillegehalt reichte nicht aus, um sie vor den Richter zu bringen. Da glücklicherweise niemand verletzt worden war, lief die Sache letztlich noch ziemlich glimpflich ab.

Steward Drummond erzählte von seinem schaurigen Erlebnis. Doch obwohl er immer wieder auf seine noch leicht blutende Mundhöhle verwies, wurde er nur belächelt. Im Morris wurden keine Tintenfische gefunden. Ein Arzt stellte fest, dass Steward Drummond sich vor Schreck in die Zunge und die Innenseite der linken Wange gebissen hatte. Man erledigte sämtliche Formalitäten und sorgte für das Abschleppen des kaputten Wagens. Dann durften die beiden Männer den Bereitschaftswagen der Polizei verlassen und zu Britt und Sue zurückkehren, die bereits in einem Taxi auf sie warteten.

»Schöne Bescherung!«, sagte Ray Mandell. »Was unternimmst du jetzt, Steward?«

»Ich treibe nie wieder irgendwelchen Schabernack mit dir, Ray.«

»Wie bitte?«

»Ach, schon gut.«

»Ich meine, man sollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen«, sagte Ray Mandell. »Ich habe so meine

Beziehungen und die werde ich ausnutzen.«

Das Erste, was Dorian Hunter an seiner neuen Umgebung unangenehm auffiel, war der Geruch. Es stank nach Fäkalien und allen möglichen Abfällen. Als Zweites konstatierte er, dass er fast bis zu den Knien im Wasser stand. Es war Morgen, aber rund um ihn war es dunkel.

Missmutig machte er ein paar Schritte, stieß gegen eine glitschige Wand, zog sich wieder zurück und tastete sich erneut vor. Schließlich sichtete er einen Lichtstreifen, der von oben hereinfiel.

Etwas schob sich unter sein rechtes Hosenbein. Wütend bückte Dorian sich. Er musste in das faulige Wasser greifen, um des Störenfrieds habhaft zu werden. Es gelang ihm, das Wesen abzustreifen, aber plötzlich haftete es an seiner Hand. Ohne genau festzustellen, worum es sich handelte, schleuderte er es von sich.

An dem Kanal, in dem er mit beiden Beinen stand, lief ein schmaler Gehweg entlang. Das Etwas landete darauf und zappelte.

Der Dämonenkiller stieg aus dem Abwasser und zertrat das Tier. In der Annahme, es sei ein Blutegel oder etwas Artverwandtes gewesen, schritt er weiter. Seine Laune war nicht die beste, und die scheußliche Umgebung war nicht dazu angetan, ihn aufzumuntern.

Er gelangte an die Lichtquelle und stellte fest, dass es Tageslicht war, das da zu ihm hereinfiel. Ein vertikaler Schacht führte nach oben auf irgendeine Straße, eine Gasse oder einen Hof.

Dorian wusste nun Bescheid. Er befand sich in der Kanalisation von London.

Er fluchte leise vor sich hin und begann, die im Schacht verankerte Eisenleiter emporzuklimmen. In der Kanalisation

war er bisher bei seinen Sprüngen noch nie gelandet. In letzter Zeit schien alles schiefzugehen.

Nach den Ereignissen auf Island hatte er vom Elfenhof aus im Castillo Basajaun angerufen, um mit Coco zu sprechen. Sie war nicht zurückgekommen, hatten die Freunde ihm mitgeteilt, sondern hatte sich nach London begeben zur Jugendstilvilla, dem Sitz der »Mystery Press«. Der Dämonenkiller war daher in die britische Hauptstadt gesprungen, während Unga auf Island zurückgeblieben war.

Dorian öffnete den Deckel des Kanalisationsschachtes, schaute sich um, entdeckte aber niemanden, der ihm lästige Fragen stellen konnte, und stieg aus dem Schacht.

Nachdem er den Deckel wieder geschlossen hatte, richtete er sich auf. Er stand in einer kleinen Seitenstraße. Zu welchem Stadtteil sie gehörte, hatte er keine Ahnung. Dorian blickte an sich herab. Er hatte sich nasse Füße geholt. Außerdem roch er säuerlich. Konnte man sich so unter die Leute begeben? Nun, er hatte keine Wahl. Er steuerte auf die Hauptstraße zu, winkte ein Taxi heran und nannte sein Ziel.

»Baring Road, bitte!«

Der Fahrer musterte ihn ohne Begeisterung. »Das wird ein teurer Spaß, Mister. Wir befinden uns hier in Fulham.«

»Ist mir bekannt«, schwindelte Dorian. »Haben Sie Angst, ich könnte nicht bezahlen?«

»Nun ...«

Verstehen konnte der Dämonenkiller den Chauffeur ja; außerdem hatte er keine Lust, sich zu streiten. Er gab ihm einen Vorschuss. »Fahren Sie jetzt! Ich habe es eilig.«

Einige Zeit später stand er in der Baring Road auf dem Bürgersteig, während das Taxi davonsauste. Er blickte auf das zwei Hektar große Grundstück auf der gegenüberliegenden Straßenseite und stellte fest, dass sich eigentlich nichts verändert hatte. Die Mauer und das

schmiedeeiserne Tor waren nach wie vor mit Dämonenbannern versehen. Dahinter erhob sich die zweigeschossige Jugendstilvilla. Von seinem jetzigen Standort aus konnte Dorian gerade das Dach sehen.

Er überquerte die Straße. Schneematsch quatschte unter seinen Füßen. Er fröstelte und schlug deswegen den Kragen hoch. Ungehindert konnte er das Grundstück betreten. Er benutzte nicht das Tor, sondern den daneben in die Mauer eingelassenen Personeneingang. Der Kiesweg, der sich in einer lang gezogenen Schleife zwischen schneebedeckten Bäumen und Sträuchern hindurchwand, führte ihn zum Eingang der Villa. Nebenbei stellte Dorian fest, dass die Büsche gewachsen waren.

Er läutete.

Schritte näherten sich trippelnd der Tür, dann wurde sie geöffnet, und er stand Coco Zamis gegenüber. Sie trug einen engen, grauen Rock und hochhackige Schuhe. Unter ihrem Pullover hoben sich die Rundungen ihrer Brüste ab. Überrascht und erfreut zugleich musterte sie den Dämonenkiller mit ihren dunkelgrünen Augen. Eigentlich sah sie hinreißend aus, aber Dorian war nicht in der Stimmung, eine große Liebesszene hinzulegen.

»Rian!«, sagte sie. »Dass du hier bist!«

Er umarmte sie, küsste sie flüchtig und bestürmte sie dann gleich mit einer Frage. Sie bedrängte seinen Geist und lastete schwer auf seinem Gemüt. »Was ist mit unserem Sohn, Coco?«

Sie zog ein wenig die Brauen hoch. »Es geht ihm blendend. Du kannst ganz beruhigt sein.«

»Bin ich aber nicht. Ich muss ihn sehen. Unbedingt!«

»Du weißt, dass das nicht geht.«

»Coco ...«

»Bitte, Rian, dräng nicht weiter darauf!«

Er atmete tief durch. »Bist du ganz sicher, dass ihm nichts

zugestoßen ist?«

»Hundertprozentig. Sag mal, wieso hast du denn solche Zweifel? Warum machst du dir Sorgen? Was unser Kind betrifft, so bin ich momentan ruhig und sicher. Wirklich. Ich sage das nicht bloß, um dich zu besänftigen.«

»Glaube ich dir ja.«

»Und wenn dem Kleinen irgendeine Gefahr drohen sollte – ich wäre doch die Erste, die das spüren würde.«

»Weiß ich auch.«

»Also, was ist denn bloß los? Ich erkenne dich ja kaum wieder.«

Dorian hatte sich von ihr gelöst und wanderte durch den stilecht eingerichteten Flur der Villa. Er verschränkte die Arme auf dem Rücken. Seine Miene war finster.

Coco fragte sich erschrocken, was das für eine Phase sein mochte, in die der Dämonenkiller jetzt wieder eingetreten war. Nach dem Fund des Cro Magnon und den ersten vorsichtigen Nachforschungen nach dem Geheimnis des Hermes Trismegistos hatte sich Dorian ähnlich befremdlich verhalten. Ging alles wieder von vorn los? Dabei hatte sie so gehofft, dass alles vorüber war, jetzt, wo die Identität des Dreimalgrößten geklärt war.

Dorian seufzte. Abrupt blieb er stehen, drehte sich vor der Treppe um und schaute sie an. »Ich habe Visionen gehabt – das ist es. Du weißt ja nicht, was auf Island vorgefallen ist. Wenn du gesehen hättest, was mir die Tischplatte im Tempel gezeigt hat – ich glaube, du würdest dir auch das Hirn zermarnern.«

Er setzte seinen Marsch fort. Coco schloss endlich die Eingangstür.

»Ich habe ein Kind in einem Wohnraum gesehen. Es wurde von Angst und Entsetzen geschüttelt, wich anscheinend vor einer furchtbaren Bedrohung zurück. Himmel, Coco, das war unser Kind!«

Er berichtete ihr nun kurz, was sich sonst noch im Tempel abgespielt hatte - und wie der Tempel endgültig untergegangen und an seiner Stelle ein Geysir entstanden war.

Coco erwiderte ernst: »Wenn die Dinge so gelaufen sind und der Tempel sozusagen verrückt gespielt hat, Rian, wird diese Vision wohl nichts zu bedeuten haben. Dem Kind geht es gut. Der Tisch hat dir etwas vorgegaukelt.«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nicht«, sagte er, nach wie vor beunruhigt. »Denke an die anderen Visionen, die so intensiv, so realistisch waren! Eine Großstadt in Panik. Menschen flüchteten durch Häuserschluchten. Ratten setzten ihnen zu. Zuckende Monster verschlangen Menschen. Aus einem ägyptischen Sarkophag kam ein Ungeheuer hervorgekrochen. Dann eine Schreckensszene aus dem Dreißigjährigen Krieg. Ein Kreuzritter mit einer Streitaxt. Und Olivaros Gesicht in einem Einmachglas. Gibt dir das nicht auch zu denken?«

»Ich habe es nicht gesehen ...«

»Unga und ich haben diese sieben Szenen auf dem Tisch die sieben Prophezeiungen des Hermon genannt. Wir werden diese Warnungen ernst nehmen, das schwöre ich dir.« Er trat wieder auf sie zu und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Coco, nimm Verbindung mit unserem Sohn auf! Du musst es tun! Ich kann nicht mit diesen furchtbaren Zweifeln leben.«

»Also gut, wenn du meinst.«

Schritte näherten sich. Eine Tür schwang auf. Trevor Sullivan trat aus dem Korridor, der zur Küche und zum Keller führte, in die Halle.

»Dorian! Ja, ist denn das die Möglichkeit! Wie geht es Ihnen?«

Der Dämonenkiller begrüßte ihn eher kühl. Er befand sich wirklich in einer miserablen Verfassung. Coco Zamis zog

sich mit einer Entschuldigung in einen der Räume im ersten Stock zurück.

Dorian sagte fast abwesend: »Ich hoffe, hier in London ist alles in Ordnung, Trevor.«

Sullivan schüttelte den hageren Kopf. »Ich wollte, dem wäre so. Aber es gibt so einiges, das mir zu schaffen macht. Und nicht alles steht unmittelbar mit der ›Mystery Press‹ im Zusammenhang. Übrigens, da war ja auch diese leidige Sache mit dem jungen Mann – mit diesem Gene Stafford.«

Dorian horchte auf. »Stafford? Richtig, ich hatte ihn geschickt.«

»Ja, das sagte er auch, und deshalb ließ ich ihn herein. Ich führte ihn in den Keller zu der Horrorsammlung, aber das hätte ich lieber nicht tun sollen. Wissen Sie, was der Bursche tat?«

»Allerdings. Er stürzte sich auf das Tomokirimaru des Schwarzen Samurai, das ich seinerzeit mit der Maske an mich genommen hatte.«

»Erstaunlich. Haben Sie Stafford wieder getroffen?«

Der Dämonenkiller grinste sparsam. »Trevor, ich hatte ihm die Anweisung gegeben, das Schwert zu holen.«

»Himmeldonnerwetter! Er fuchtelte wie ein Verrückter damit in der Luft herum. Ich konnte ihn schließlich zur Räson bringen, aber ich frage mich immer noch, was das Ganze sollte.«

Dorian blickte die Treppe hoch, auf der nun wieder Coco erschien. »Ohne es zu wissen, überließen Sie uns auf Malkuth einem ungewissen Schicksal, Trevor. Aber ich werde Ihnen das alles noch genauer auseinandersetzen.«

»Brauchen Sie nicht. Stafford erzählte mir seine schier unglaubliche Geschichte. Ich begriff, dass er sie sich nicht einfach aus den Fingern gesogen haben konnte, und bin heilfroh, dass doch noch alles gut abgelaufen ist.« Sullivans Züge glätteten sich für kurze Zeit, aber dann legte er seine

Stirn wieder in Falten. »Zurzeit habe ich größere Sorgen, Dorian. Ich habe etwas von einem Kinddämon läuten hören. Irgendwann soll er die Anhänger der Mächte der Finsternis zum großen Sieg über das Gute führen.«

»Und weiter?«, fragte Dorian. Er blickte dabei unverwandt Coco Zamis an, die nun den Treppensockel erreicht hatte und auf sie zusteuerte.

»Weiter nichts«, erwiderte Trevor Sullivan. »Es ist nichts Genaueres bekannt, trotz der Recherchen, die ich betrieben habe. Wir können nur abwarten. Und dann ist da noch die Sache mit Miss Pickford.«

Dorian überhörte die letzten Sätze fast völlig. Er sagte zu Coco: »Nun? Hast du es getan?«

Die ehemalige Hexe der Schwarzen Familie lächelte. »Ja, Rian. Und die Gedanken unseres Kindes haben mir bestätigt, es fühlt sich ausgezeichnet. Ihm mangelt es an nichts, und es gibt keine Anzeichen irgendeiner Bedrohung.«

»Trotzdem. Bringen wir den Jungen an einen anderen Ort.«

»Das ist doch nicht nötig«, widersprach sie. »Außerdem – hast du bedacht, dass deine Vision ein Täuschungsmanöver der Dämonen sein könnte? Dass sie hoffen, dadurch leichter an unser Kind heranzukommen? Wenn wir jetzt das Versteck wechseln, tun wir ihnen möglicherweise ungewollt einen Riesengefallen.«

»Hm«, machte er. »Das wäre möglich. Vielleicht hast du recht. Ich werde darüber nachdenken.« Zerstreut blickte er in Sullivans zerknittertes Gesicht. »Sagen Sie mal, haben Sie von Miss Pickford gesprochen? Ist das alte Mädchen etwa endgültig übergeschnappt?«

Brian Coleman gehörte zu den hartgesottenen Reportern. Der Beruf hatte seinen Charakter geprägt. Er war kein Freund großer Höflichkeitsfloskeln, glaubte nur an das, was

er sah, und machte in keiner Lebenslage große Umstände und Komplikationen. Almut, seine deutsche Frau, behauptete immer, seine vulgäre Art sei geradezu brutal. Es waren vor allen Dingen die beiden Kinder Ginny und Thelonius, die sie davon abhielten, sich endgültig von Brian zu trennen und die Scheidung einzureichen. Nach außen hin blieb so der Schein gewahrt.

Brian Coleman beschäftigte sich mit seinem Kaugummi, während er seinen Wagen durch den Morgenverkehr der Metropole lenkte. Er dachte nur oberflächlich darüber nach, was Ray Mandell ihm am Telefon gesagt hatte. Im Grunde hatte er kein großes Interesse daran.

Mandell hatte die Unverschämtheit besessen, mitten in der Nacht anzurufen und seine haarsträubende Geschichte zu erzählen. Coleman hatte mit einem saftigen Fluch auflegen wollen, aber dann hatte er sich doch besonnen. Die Bekanntschaft mit den Mandells, die Ray als »Beziehung« bezeichnete, bestand eigentlich nur darum, weil Brian ein Auge auf Sue, Rays attraktive Frau, geworfen hatte. Er war scharf auf sie, wie er sagte.

Er hatte sich also ausgerechnet, dass er zumindest einen Grund hatte, Sue zu besuchen, wenn er auf Ray Mandells Geschwätz einging. Also hatte er zugehört. Mandells Bitte lief darauf hinaus, dass Brian etwas über »La Cambusa« schreiben sollte, und da Brian an diesem verregneten und kalten Donnerstagsmorgen nichts Besseres zu tun hatte, fuhr er zum Piccadilly Circus. Er versprach sich nichts davon, aber er konnte ja ein paar Fotos schießen und sie dann bei den Mandells abliefern - wenn Ray gerade nicht zu Hause war. Er grinste bei diesem Gedanken.

Er war ein nicht besonders großer Mann mit nicht sonderlich sportlicher Figur. Seine Kleidung bestand aus Jacke, Hose, Pullover und Hut - alles nicht neu und nicht besonders gepflegt. Almut machte ihm immer gern klar,

dass er einen Silberblick hatte und zum Spitzbauch neigte.

Gegen zehn Uhr stellte er den Wagen in der Sherwood Street ab. Zunächst schoss er ein paar Fotos von dem italienischen Restaurant, dann betrat er es. Leise schimpfte er über den verdammten englischen Winter, der auch nicht mehr wie früher war. Nieselregen statt eines ordentlichen Schneegestöbers. So ein Mist!

Ein gut gekleideter Mann mit Oberlippenbärtchen schob sich in sein Blickfeld. Brian musterte ihn träge. Er hatte die Kamera geschultert und den Kaugummi mit einer Zigarette vertauscht.

»Sind Sie der Chef vom Ganzen, alter Junge?«, fragte er.

»Der Geschäftsführer, Signore. Was kann ich für Sie tun? Um diese Zeit servieren wir noch nicht.«

Brian Coleman winkte ab. »Essen will ich nicht. Aber ich habe von diesen Tintenfischen gehört, die Sie lebend auf den Tisch bringen. Ein Freund hat mir ganz begeistert davon erzählt. Ich bin von der Zeitung, wissen Sie? Ich glaube, es wäre 'ne gute Werbung für Sie, wenn Sie mich die Dinger mal fotografieren lassen würden.«

»Ich bin entzückt, Signore.«

»Wie bitte?«

»Ich meine, das wäre natürlich großartig. Aber es gibt eine Kleinigkeit, die dagegen spricht. Kommen Sie!«

Der Mann mit dem Oberlippenbärtchen drehte sich um und wies ihm den Weg. Brian folgte ihm. Selbstverständlich fiel er nicht mit der Tür ins Haus und verriet, dass dieser Steward Drummond sich mit den Dingen den Magen verdorben und dadurch einen Unfall gebaut hatte. Es hätte ja keinen besseren Weg gegeben, sich die Story zu verscherzen – falls es überhaupt eine gab.

Es schien keine zu geben.

Der Geschäftsführer zeigte ihm in der Küche das dekorative Wasserbassin, in dem die Calamari aufbewahrt

worden waren. Außer dem Wasser befand sich nichts mehr darin.

»Sehen Sie«, sagte der Italiener, »diese Oktopoden hätten ein großer Schlager für unser Geschäft werden können, aber heute Morgen habe ich sie wegtun müssen.«

»Warum?«

Der Geschäftsführer lächelte unverbindlich. »Ich habe sowohl Eier als auch ausgeschlüpfte Tiere zerkleinert und im WC runtergespült. Ich hielt das für die hygienischste Art. Verstehen Sie?«

»Nein. Was hatten Sie denn plötzlich gegen die Viecher?«

Brian schnippte die Zigarettenasche auf den Fußboden und lehnte sich gegen einen Arbeitstisch.

»Sie wurden zu groß. Einer war schon länger als mein Unterarm.« Der Mann zeigte seinen Arm vor. »Kleine Calamari lassen sich gut verkaufen, aber große Kraken sind beim Publikum nicht gefragt.«

Coleman kratzte sich am Hinterkopf. »Das leuchtet mir ein. Ich würde so was sowieso nicht bestellen.«

»Die Geschmäcker sind unterschiedlich.«

»Warum haben Sie die Biester nicht an den Lieferanten zurückgegeben? Der hat Ihnen doch offenbar verschwiegen, dass sie dermaßen wachsen.«

»Ja. Das ist ein Mr. Ambrose Bond. Ein liebenswerter Mann. Er besitzt eine Tierhandlung in Barkingside.«

»Dem Vorort am River Roding, dem Themsezuffluss?«

»Genau. Ich rief Mr. Bond an.«

»Und?«

»Er sagte, Reklamationen könnte er nicht annehmen.«

»Das finde ich nicht sehr liebenswert, alter Junge.«

Der Geschäftsführer winkte ab. »Es gehört nicht zu unseren Prinzipien, mit so relativ unwichtigen Lieferanten herumzustreiten. Ich hatte die Oktopoden zufällig entdeckt und wollte einen Versuch starten. Jetzt bin ich eines

Besseren belehrt worden. Statt aber Mr. Bond zu zwingen, die Reklamationsware zurückzunehmen, habe ich die Sache lieber stillschweigend erledigt.«

»Aha!«, Coleman witterte irgendwie doch eine Story. Sein Instinkt sagte ihm, dass mehr dahinterstecken könnte. »Wie lautet denn die Adresse dieses komischen Vogels – dieses Bond?«

»Chislehurst Street. Es gibt da nur eine Zoohandlung.«

»Wurden die Viecher denn gewalttätig?«

»Gewalttätig?« Der Geschäftsführer zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Nicht, dass ich wüsste. Uns haben sie in der Beziehung keine Schwierigkeiten gemacht. Wir haben sie mit Küchenabfällen gefüttert und sind dann über ihr rasches Wachstum erschrocken. Heute, am zweiten Tag nach dem Ausschlüpfen, waren die Exemplare schon unterarmlang.«

Coleman fuhrwerkte mit der Zunge zwischen seinen Zähnen herum und gab schmatzende Laute von sich – ein Zeichen, dass er scharf überlegte. Plötzlich tippte er dem Italiener mit dem Finger gegen die Brust. »Sagen Sie mal – soll das heißen, sie hätten noch größer werden können, alter Junge?«

»Ich ... ich glaube schon.«

»Wie groß?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe es ja nicht ausprobiert.«

»Und Bond?«

»Der hat sich dazu nicht geäußert.«

»Danke«, sagte Brian Coleman. »Und nichts für ungut.« Er nahm die Kamera in die Hände und fertigte drei, vier Aufnahmen von dem etwas verdatterten Mann an. Unter der Türfüllung drehte Brian sich noch einmal um. »Hören Sie! Diese lieben Tierchen – haben sie vielleicht so etwas wie Krebscheren gehabt?«

»Ja.«

»Ist das eine neue Sorte?«

Der Italiener hob die Schultern. »Ich hatte vorher noch nie von Calamari mit Scheren gehört. Sie kamen erst beim Größerwerden richtig zum Vorschein. Ich sagte ja schon, mir war die Sache nicht mehr geheuer.«

## 2. Kapitel

Miss Freeda Hulligan war beinahe fünfzig Jahre, aber doch nicht so verhärtet und geschlechtslos, wie man das im Allgemeinen von alten Jungfern annahm. Trotz ihres Alters war sie noch in gewisser Hinsicht attraktiv. In ihrer Torschlusspanik hatte sie mit Ende zwanzig angenommen, keinen passenden Mann mehr aufzutreiben. Später aber hatte sie hinzugelernt und begriffen, wie man eine anständige Partie machte. Ein paarmal war es schiefgegangen, gewiss, aber sie hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Um zehn Uhr läutete es an der Wohnungstür des Hauses in Stratford.

Miss Hulligan öffnete und zeigte ihr hinreißendstes Lächeln. »Mr. Piper, Sie sind ja so pünktlich! Aber auch ich bin fertig. Kommen Sie! Der Tee steht schon bereit.«

Mr. Piper, dessen Vornamen sie noch nicht kannte, trat umständlich ein und warf dabei einen Blick auf ihr wahrscheinlich zu gewagtes Dekolleté. Ein gemeinsames Hobby verband sie, und Miss Freeda hatte dieses als Ausgangspunkt für ihr Manöver gewählt. Sie lud Mr. Piper an den Tisch im Esszimmer ein, servierte Tee, Gebäck und heiße Pasteten und redete munter drauflos.

»Ich habe es mit Wellensittichen, Zierfischen und Eidechsen versucht, aber ich hatte kein besonders großes Glück, Mr. Piper.«

Der etwas schüchterne Mr. Piper erwiderte: »Wie gut, dass wir uns im Verein der Kleintierzüchter kennengelernt haben. Ich hätte Ihnen manchen brauchbaren Ratschlag geben